

Unverkäufliche Leseprobe

BOETHIUS
TROST DER PHILOSOPHIE
GIBT ES EINEN GOTT
WOHER DAS ÜBEL?
GIBT ES KEINEN
WOHER DAS GUTE?



C·H·Beck

Boethius
Trost der Philosophie

Gibt es einen Gott woher das Übel? Gibt es keinen woher das das Gute?

2026. 159 S.

ISBN 978-3-406-85213-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/40902514>

Kleine Bibliothek der Weltweisheit

1

Boethius

Trost der Philosophie

Der «Trost der Philosophie» gehört zu den berühmtesten Texten der spätantiken Literatur. Zum Tode verurteilt, empfängt BOETHIUS die personifizierte Philosophie. Im Gespräch mit ihr beschwört er noch einmal die große Denktradition der antiken Philosophie als Trostspenderin des Menschen, ehe sie der christlichen Welterklärung weichen muss.

KURT FLASCH gilt als der bedeutendste deutsche Historiker mittelalterlicher Philosophie. Er wurde u. a. mit dem *Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa*, dem *Hannah-Arendt-Preis* und dem *Joseph-Breitbach-Preis* ausgezeichnet.

Boethius

Trost der Philosophie

*Herausgegeben und
mit einem Nachwort von
Kurt Flasch*

Übersetzt von
Ernst Gegenschatz und
Olof Gigon

C.H.Beck

Übersetzt von Ernst Gegenschatz und Olof Gigon
© Für die Übersetzung 1995 Patmos Verlag GmbH & Co. KG/
Artemis&Winkler Verlag, Düsseldorf

Die ersten sechs Auflagen dieses Buches erschienen zwischen 2005 und
2017 im Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München.

7. Auflage. 2026

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München/dtv, München 2005
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Geviert, Vivian Bencs

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85213 8

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Trost der Philosophie

Erstes Buch

7

Zweites Buch

27

Drittes Buch

52

Viertes Buch

91

Fünftes Buch

124

Nachwort von Kurt Flasch

149

Erstes Buch

Der ich Gesänge vordem in blühendem Eifer vollendet,
Wehe, wie drängt das Geschick traurige Weisen mir auf.
Also schreiben mir vor voll Schmerz die verwundeten Musen,
Tränen von echtestem Leid haben ihr Antlitz genetzt.
Konnte doch sie allein der Schrecken nimmer besiegen,
Als Gefährten nur sie folgten allein meinem Pfad.
Was die Zierde einst war glücklich blühender Jugend,
Ist dem trauernden Greis Trost jetzt in schlimmem Geschick.
Unvermutet erschien vom Leide beschleunigt das Alter,
Und es verkündigt' der Schmerz, daß seine Zeit nun genaht.
Von dem Scheitel zu früh ergrauend wallen die Locken,
Schlaff erzittert und welk mir am Leibe die Haut.
Seliger Tod, der sich nicht drängt in die Freuden der Jugend,
Der dem Trauernden nur, häufig gerufen, erscheint.
Ach er wendet sein Ohr verschlossen dem Flehen der Armen,
Grausam weigert er stets Ruhe dem weinenden Aug'.
Als noch das treulose Glück mir flüchtige Güter gespendet,
Hätt' eine traurige Stunde fast in den Tod mich versenkt.
Jetzt da es wolkenverhüllt das trügende Antlitz gewendet,
Da mir das Leben verhaßt, schleppt sich unselig die Zeit.
Warum prieset ihr einst mich oft so glücklich, o Freunde?
Wer so stürzte, der stand niemals auf sicherem Fuß.

Während ich solches schweigend bei mir selbst erwog und
meine tränenvolle Klage mit Hilfe des Griffels aufzeichnete,
schien es mir, als ob zu meinen Häupten ein Weib hinträte von
höchst ehrwürdigem Antlitz, mit funkelnden und über das ge-
wöhnliche Vermögen der Menschen durchdringenden Augen,

von frischer Farbe und unerschöpfter Jugendkraft, obwohl sie so bejahrt war, daß sie in keiner Weise unserem Zeitalter anzugehören schien. Ihr Wuchs war von wechselnder Größe; denn bald zog sie sich zum gewöhnlichen Maß der Menschen zusammen, bald schien sie mit dem Scheitel den Himmel zu berühren; und als sie noch höher ihr Haupt emporhob, ragte sie über den Himmel selbst hinaus und entzog sich so dem Blick der Menschen. Ihr Gewand war von feinstem Gespinst und mit peinlicher Kunstfertigkeit aus unzerstörbarem Stoff gefertigt; sie hatte es, wie ich später aus ihrem eignen Munde erfuhr, mit eigener Hand gewebt. Seinen Glanz hatte wie bei rauchgeschwärzten Bildern ein trüber Anflug von Vernachlässigung und Alter überzogen. An seinem untersten Rande las man eingewebt ein griechisches Π, an seinem obersten aber ein Θ. Und zwischen beiden Buchstaben schienen wie an einer Leiter etliche Stufen eingezeichnet, die von dem unteren zum oberen Schriftzug emporstiegen. Doch hatten dieses selbe Kleid die Hände einiger Gewalttätiger zerfetzt, und jeder hatte die Stückchen, die er gerade fassen konnte, an sich gerissen. Ihre Rechte endlich trug Bücher, ihre Linke aber ein Zepter.

Als sie die Dichtermusen, die mein Lager umstanden und meiner Tränenflut Worte liehen, erblickte, sprach sie etwas erregt und mit finster flammenden Blicken: Wer hat diesen Dirnen der Bühne den Zutritt zu diesem Kranken erlaubt, ihnen, die seinen Schmerz nicht nur mit keiner Arznei lindern, sondern ihn obendrein mit süßem Gifte nähren möchten? Sind sie es doch, die mit dem unfruchtbaren Dorngestrüpp der Leidenschaften die fruchtreiche Saat der Vernunft ersticken, die der Menschen Seelen an die Krankheit gewöhnen, nicht sie davon befreien. Wenn eure Schmeichelreden einen Uneingeweihten, wie es gemeinhin durch euch geschieht, ablenken, so würde ich das für minder betrüblich halten, denn bei ihm

würden unsere Mühen nicht verletzt. Doch dieser, ist er nicht mit der Wissenschaft der Eleaten und Akademiker ernährt worden? Drum hinweg ihr Sirenen, die ihr süß seid zum Verderben, überlaßt ihn meinen Musen zur Pflege und zur Heilung!

So gescholten senkte jener Chor tief bekümmert die Blicke zu Boden, Erröten verriet ihre Scham und traurig gingen sie über die Schwelle hinaus. Ich aber, dessen Auge von strömenden Tränen umschleiert war, so daß ich nicht unterscheiden konnte, wer diese Frau von so gebietender Würde sei, verstummte, heftete mein Auge auf die Erde und begann schweigend abzuwarten, was sie nun weiter tun werde. Da trat sie näher an mich heran, setzte sich auf das Ende meines Bettes, blickte auf mein kummerschweres, auf die Erde geneigtes Antlitz und klagte in folgenden Versen über die Verwirrung meines Geistes:

Wehe wie sinkt zum Grund nieder die Seele;
Also erschlaft, vergißt eigenen Lichts sie,
Sucht mit schwankendem Schritt draußen das Dunkel;
Und vom irdischen Hauch immer vermehret
Wächst bis zum Übermaß quälende Sorge!
Einst doch war er gewohnt Räume des Himmels
Zu ätherischem Flug frei zu durchmessen,
Schaute das rosige Licht frühe der Sonne,
Blickt' auf den frostigen Glanz spät noch des Mondes;
Wie der wandelnde Stern zieht seine Bahnen,
In verschlungenem Kreis wieder zurückkehrt,
Hatt' er in Zahlen gefaßt, hier auch ein Sieger.
Auch die Gründe erforscht' er, welche das Brausen
Regeln des Sturms, der tief aufwühlt die Meerflut,
Welch ein Hauch umdreht den beständigen Erdkreis,

Was das Abendgestirn senkt in des Westens
Meereswogen und früh rötlich im Ost hebt,
Was die Tage im Lenz angenehm mildert,
Daß die Erde sich schmückt rosig mit Blüten,
Wer es macht, daß der Herbst schwanger von Früchten
Überfließt, bis zuletzt schwellend von Trauben.
Alles hat er erforscht, bis zur verborgnen,
Wechselreichen Natur Gründe gelangt er!
Und nun ist ihm des Geists Leuchte ermattet,
Und den Nacken im Druck engender Ketten
Zwingt die wuchtende Last nieder den Blick ihm,
Wehe, nur dich zu schaun, törichte Erde!

Doch ist hier, sagte sie, Arznei mehr am Platze als Klage. Dann richtete sie das Auge voll auf mich und sprach: Bist du es, der du einst mit unserer Milch genährt, mit unserer Speise erzogen, zu männlicher Geisteskraft gereift warst? Hatten wir dir doch Waffen gegeben, die dich, hättest du sie nicht vorher fortgeworfen, durch ihre nie besiegte Festigkeit geschützt hätten. Erkennst du mich nun? Warum schweigst du? Bist du vor Scham oder vor Staunen verstummt? Lieber wollte ich vor Scham, aber ich sehe, Staunen hat deine Zunge gelähmt. Und wie sie mich nicht bloß schweigend, sondern völlig sprachlos und stumm sah, legte sie ihre Hand sanft auf meine Brust: Es ist keine Gefahr, sagte sie, er leidet an Lethargie, der gewöhnlichen Krankheit verblendeter Geister. Er hat ein wenig seiner selbst vergessen, er wird sich leicht auf sich besinnen, wenn er zuvor uns erkannt hat. Auf daß er dies könne, wollen wir ein wenig seine Augen abwischen, die trüb sind von der Umwölkung durch die sterblichen Dinge. So sprach sie und trocknete mit ihrem zusammenge rafften Gewand meine von Tränen strömenden Augen.

Da verließ mich das Dunkel, es wichen die nächtlichen Nebel,
Frühere Kraft rückkehrte den Augen.

Wie vom Nordwestwind getrieben die stürmischen Wolken
Regenverschleiert am Himmelsgewölbe sich ballen,
Sich die Sonne verbirgt, kein Sternbild am Himmel aufsteigt,
Wenn auf die Erde dunkle Nacht sinkt;
Dann aus thrakischer Höhle gesandt sie Boreas aufpeitscht
Und den verschlossenen Tag wieder auftut,
Phöbus plötzlich hervortritt und Pfeile des Lichtes schleudert,
Staunende Augen die Strahlen nun treffen.

Nicht anders zerstreuten sich mir die Nebel der Traurigkeit,
ich sog den Anblick des Himmels ein, gewann meine Besin-
nung wieder und suchte das Antlitz meiner Ärztin zu erken-
nen. Als ich nun die Augen auf sie wandte, meinen Blick auf sie
heftete, sah ich meine Nährerin wieder, an deren Herde ich
von Jugend auf geweilt hatte, die Philosophie. Wie, sprach ich,
du bist in diese Einsamkeit meiner Verbannung gekommen,
du, die Meisterin aller Tugend, hast dich von deinem hohen
Wohnsitz herabgelassen? Oder bist du mit mir angeklagt, wirst
auch du von falschen Anschuldigungen verfolgt?

Sollte ich dich, meinen Zögling, verlassen, antwortete jene,
sollte ich nicht die Bürde, die du um meines verhaßten Na-
mens willen auf dich genommen hast, in gemeinsamer Mühe
mit dir teilen? Es war die Pflicht der Philosophie, den Weg des
Unschuldigen nicht unbegleitet zu lassen; sollte ich die An-
schuldigung gegen mich selbst scheuen und vor ihr zurück-
schrecken, als ob es etwas Neues wäre? Meinst du denn, daß
erst jetzt, bei denen, deren Sitten verderbt sind, die Weisheit
von Gefahren bedrängt sei? Haben wir nicht auch bei den
Alten schon vor der Zeit unseres Platon oft einen gewaltigen
Kampf mit der Frechheit der Toren gekämpft? Hat nicht zu

Platons eigener Zeit sein Lehrer Sokrates mit meinem Beistand in ungerechtem Tod den Sieg errungen? Als dann dessen Erbschaft der epikureische und stoische Pöbel und alle andern jeder sein Teil zu rauben trachteten und sie mich trotz Widerspruchs und Widerstrebens wie ein Beutestück hin- und herzerzten, zerrissen sie mein Gewand, das ich mit eignen Händen gewebt hatte. Fetzen rissen sie von ihm ab und gingen davon im Glauben, daß ich ihnen ganz gehöre. Und da man noch einige Reste meines Kleides an ihnen entdeckte, so hat die Unwissenheit, die sie für meine Freunde hielt, einige von ihnen infolge dieses Irrtums der gemeinen Menge zugrunde gerichtet.

Wenn du aber auch nichts von Anaxagoras' Flucht, von Sokrates' Giftbecher, von der Folter des Zenon gehört hättest, sie sind ja Fremde, so konntest du doch von einem Canius, einem Seneca, einem Soranus, deren Andenken nicht gar so alt und nicht unberühmt ist, etwas wissen. Sie hat nichts anderes ins Verderben gestürzt, als daß sie, erzogen in unseren Sitten, den Bestrebungen der Schlechten so ganz unähnlich erschienen. Daher brauchst du dich nicht zu wundern, wenn wir auf der hohen See dieses Lebens von Stürmen umbraust und umgetrieben werden, wir, deren oberster Grundsatz ist, den Schlechten zu mißfallen.

Aber wenn auch deren Heer zahlreich ist, ist es dennoch zu verachten, da es von keinem Feldherrn gelenkt, sondern nur blindlings vom wahnsinnigen Irrtum vorangetrieben wird. So oft dieser seine Reihen gegen uns aufstellt, uns kräftiger bedroht, zieht unsere Führerin ihre Truppen in die Burg zusammen, und jene geben sich mit der Plünderung unnützen Gepäcks ab. Wir aber lachen von oben über sie, wenn sie das erbärmliche Zeug mit Gier rauben, und sicher sind wir vor dem Getümmel der Wütenden; denn uns schützt ein Wall,

gegen den die übermütige Dummheit nichts auszurichten vermag.

Wer mit heiterem Sinn das Leben geordnet,
Wer das stolze Geschick sich zwang zu Füßen,
Wer das wechselnde Glück mit festem Auge
So betrachtet, daß nie ihm zuckt die Wimper,
Den beugt nimmer die Wut, das Dräun des Meeres,
Das bis tief auf den Grund die Woge aufwühlt,
Nie der Zorn des Vesuv, der immer neue
Schlote reißend im Bauch die Flamme wirbelt;
Der den ragenden Turm zermalmt, der Blitzstrahl
Selbst, er wird seinen Geist niemals erschüttern.
Wozu bestaunen die Armen feig Tyrannen,
Die mit wildem Sinn nur kraftlos toben?
Banne Hoffnung und Furcht, im Augenblicke
Sinkt die Waffe des Zorns gelähmt darnieder.
Doch wer bebend verzagt oder Wünschen nachhängt,
Nimmer steht er fest, ist nie sein eigen,
Feige warf er den Schild, verließ die Reihe,
Knüpft die Fessel sich selbst, die ihn hinwegschleift.

Empfindest du dies, sprach sie, dringt es in deinen Geist? Oder stellst du dich wie «der Esel zur Leier»? Warum weinst du, warum strömen deine Tränen? «Sprich aus und verbirg es nicht im Geist.» Wenn du Hilfe des Arztes erwartest, mußst du deine Wunde aufdecken.

Da sammelte ich im Geiste alle meine Kräfte: Bedarf es jetzt noch der Aufforderung, tritt die Härte des Schicksals, das gegen mich wütet, nicht genugsam hervor? Bewegt dich nicht schon der Anblick dieses Ortes? Ist das wohl jene Gelehrtenstube, die du dir als verlässlichsten Wohnsitz an unserem Herde

selber erwählt hattest, in der du dich so oft bei mir niederließest und die Wissenschaft von den menschlichen und göttlichen Dingen mit mir erörtertest? War so meine Haltung, meine Miene, als ich mit dir der Natur Geheimnisse erforschte, als du die Bahnen der Gestirne mit dem Zirkel umschriebest, als du mein Wesen und den ganzen Plan meines Lebens nach dem Vorbilde der himmlischen Ordnung formtest? Tragen wir nun solchen Lohn für unsern Gehorsam davon?

Doch hast du durch Platons Mund diesen Satz bekräftigt: «Glücklich würden die Staaten sein, wenn die Philosophen sie lenkten, oder ihre Lenker sich der Philosophie befleißigten.» Aus desselben Mannes Munde hast du erklärt, daß es zwingender Grund für die Weisen sei, die Staatsleitung zu ergreifen, damit nicht Schurken und Verbrechern das Steuer der Städte überlassen und dadurch den guten Bürgern Unheil und Verderben bereitet werde. Diesem Geheiß bin ich gefolgt, und was ich von dir in abgeschiedener Muße gelernt hatte, habe ich in die Aktivität der Staatsverwaltung zu übertragen gesucht. Du und Gott, der dich im Geiste der Weisen angesiedelt hat, ihr seid mir Zeugen: nichts anderes hat mich zum Amte geführt, als das Gemeinwohl aller Guten. Daher jene schwere unversöhnliche Zwietracht mit den Unredlichen, daher – darin besteht die Freiheit des Gewissens – meine stete Gleichgültigkeit, bei den Mächtigen anzustoßen, wenn es galt, das Rechte zu wahren.

Wie oft bin ich Conigastus entgegengetreten, wenn er gegen das Vermögen irgendeines Wehrlosen seine Angriffe richtete! Wie oft habe ich Trigguilla, den Vorsteher des königlichen Haushaltes, von eingeleiteter, schon fast vollendeter Rechtsverletzung abgehalten! Wie oft habe ich mein Ansehen für die Armen eingesetzt, die unaufhörlich durch die nie bestrafte Habgier der Barbaren gequält wurden, und habe sie

durch meine Autorität vor Gefahr beschützt! Nie hat mich etwas vom Recht zum Unrecht abgelenkt. Daß die Vermögen der Untertanen durch private Räubereien wie durch Steuern des Staates zugrunde gerichtet wurden, habe ich ebenso, wie die es litten, mit Schmerz empfunden. Als zur Zeit schwerer Hungersnot ein harter, ja unausführbarer Aufkauf befohlen war, der die Provinz Campanien ins Elend gestürzt haben würde, nahm ich im Interesse des Gemeinwohls den Kampf mit dem Präfekten des Prätoriums auf, stritt vor dem Ohr des Königs und setzte es durch, daß die Lieferung nicht eingetrieben wurde. Den Consular Paulinus, dessen Güter die Hunde des Palastes durch ihre Ränke schon zu verschlingen hofften, habe ich aus ihrem gähnenden Rachen gerettet. Daß den Consul Albinus die Strafe aus der voraus entschiedenen Anklage nicht treffe, habe ich mich dem Haß des Anklägers Cyprianus ausgesetzt. Habe ich so nicht Feindschaft genug auf mich gehäuft? Aber bei den andern hätte ich um so sicherer sein sollen, ich, der ich mich bei den Höflingen aus Gerechtigkeitsliebe nie um meiner Sicherheit willen geschont habe.

Auf wessen Anzeige hin sind wir aber nun gestürzt? Einen Basilius, der längst aus dem königlichen Dienst weggejagt war, hat die Schuldenlast zur Anzeige unseres Namens getrieben. Über Opilio und Gaudentius war wegen unzähliger verschiedener Betrügereien durch königliches Urteil die Verbannung verfügt worden; als sie dann, nicht willens zu gehorchen, sich im Schutz heiliger Gebäude deckten, gab der König, als er dies erfuhr, den Befehl, wenn sie sich nicht innerhalb der vorgeschriebenen Zeit aus Ravenna entfernten, sollten sie an der Stirne gebrandmarkt und weggejagt werden. Was könnte solcher Strenge wohl noch zugefügt werden? Doch an demselben Tage gaben dieselben Leute uns an, und die Anzeige unseres Namens wurde angenommen. Wie also? Haben unsere Bestre-

bungen dies verdient? Oder hat jene die eben erfolgte Verurteilung zu glaubwürdigen Anklägern umgeschaffen? So schämte sich Fortuna nicht nur nicht vor der angeklagten Unschuld, sondern nicht einmal vor der anklagenden Gemeinschaft?

Aber du fragst, welchen Verbrechens wir nun eigentlich angeklagt sind? Wir sollen die Rettung des Senates gewollt haben. Du wünschst zu wissen, auf welche Art? Wir werden beschuldigt, einen Angeber verhindert zu haben, Beweisstücke auszuliefern, durch die der Senat auf Majestätsbeleidigung angeklagt werden könnte. Wie urteilst du nun, meine Lehrerin? Sollten wir das Verbrechen leugnen, um dir nicht zur Schande zu gereichen? Ja, ich habe es gewollt und werde niemals aufhören es zu wollen. Soll ich gestehen? Aber die Bemühung, den Angeber zu hindern, hat aufgehört. Oder soll ich es ein Unrecht nennen, die Rettung jenes Standes gewünscht zu haben? Freilich hat er es durch seine Beschlüsse über mich zustande gebracht, daß es ein Unrecht wurde. Doch die sich stets belügende Torheit kann die Verdienste der Tatsachen nicht verwandeln, und ich glaube nach Sokrates' Lehre, daß es mir nicht erlaubt ist, weder die Wahrheit zu verhehlen, noch die Lüge zuzulassen. Doch sei es wie es sei, ich überlasse es deinem und der Weisen Urteil, es abzuschätzen. Auch habe ich den wahren Verlauf der Sache, damit er der Nachwelt nicht verborgen bleibe, dem Griffel und damit der Erinnerung anvertraut.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de